Unter egyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zittelmann.

(8. Fortsetzung.)

Zwischen unabsehbarem Zuckerrohrfeldern ging es hin. Kleine Dörfer und Städte, deren Häuser aus Nilschlammziegeln erbaut und mit Rohr gedeckt waren, schöne Palmenwälder und Akazienhaine flogen vorüber. Dann näherte sich die Bahn dem Nil. Stattliche Zuckerfabriken zeigten sich überall, Wasserwerke und Kanäle, die die Klee-, Bohnen- und Zuckerrohr-Felder durchschnitten. Links traten die Gebirge der arabischen Wüste bis dicht an den Strom heran, während rechts sich die weite Ebene strotzend in reichster Vegetation breitete. Und höher stieg die Sonne und sendete glühende Strahlen in die Fenster des dahinbrausenden Zuges, der an den Stationen nur wenige Minuten hielt.

„Nun wollen wir unseren Lunch nehmen," sagte Mrs. Summers; und sie holte einen Korb aus ihrem Handgepäck hervor, der die vollständige Einrichtung eines Theetisches enthielt. Da war der Wasserkessel und die Spirituslampe, ein Kästchen mit Zucker und eins mit Gebäck, die Kanne mit zwei Tassen und ein leeres Fläschchen für die Sahne. Die beiden Herren, die die überaus praktische englische Einrichtung nicht kannten bewunderten sie höchlich und verpflichteten sich, auf der nächsten Station Wasser und Milch herbeizuschaffen. Aber wie sich ausdrücken? Es gab Spaß und Gelächter, und als gleich darauf der Zug hielt und Harald heraussprang, um mit einem der üblichen Thonkrüge voll Nilwasser, die auf dem Bahnhofe feilgeboten wurden, wiederzukehren, ward er mit Beifall überschüttet. Um Milch zu kaufen, war nicht mehr Zeit gewesen — inzwischen mochte das Wasser zum Kochen gebracht werden. Als der Zug wieder hielt, war der Thee fertig. „Läbbän," rief Harald, „läbbän helib!"

Drei Burschen eilten dienstfertig davon, um mit der gewünschten Milch zurückzukehren. Und von nun an stand es bei Mrs. Summers fest, daß Harald arabisch spreche, und sie bewunderte ihn seiner Gelehrsamkeit wegen noch mehr. Er schämte sich ein wenig des billigen Triumphs! Befand sich doch im Bädecker ein arabisches Vokabular, in dem er schnell die Worte nachgeschlagen hatte. Welch' ein vergnügtes Mittagsmahl es nun gab! Frau Daisy kredenzte den Thee, der zu den Vorräthen von kaltem Fleisch und Brod, die man bei sich führte, vortrefflich mundete, und während sie die freundliche Wirthin machte, ließ Wilda sich's angelegen sein, den liebenswürdigen Kavalier zu spielen und selbst Harald in den Schatten zu stellen. In der That, der gestand sich, daß der geheimnißvolle Oesterreicher, der seine Verhältnisse so gänzlich im Dunkel zu hüllen liebte, Nüancen des Benehmens habe, die an Feinheit und Vornehmheit Alles überträfen, was er bisher gesehen. Und er selbst war so eingenommen für Wildau, daß er dessen Ueberlegenheit willig anerkannte und sich neidlos seiner Gegenwart erfreute.

Im Coupe herrschte drückende Schwüle; des Staubes wegen war es nicht möglich, die Fenster zu öffnen; der blendende Sonnenglanz that den Augen weh. Müdigkeit übermannte sie Alle, und das heitere Geplauder verstummte.

Harald, in eine Ecke zurückgelehnt, versuchte zu lesen; doch bald verwirrten sich seine Gedanken, und er sank in einen Halbschlaf, der seltsame Träume vor seine Seele zauberte. Das Mädchen von der Pyramide stand vor ihm. O, rief er, die Hand nach ihr ausstreckend, warum fliehst Du vor mir? Weißt Du nicht, daß ich Dich suche und nicht Ruhe habe, bis ich Dich gefunden? Doch sie entwich ihm. Bleib', steh' mir Rede, flehte er, einen Zipfel ihres Gewandes erfassend. Sag' mir, wer Du bist, und keine Macht der Erde wird mich verhindern, Dir zu folgen. Sie schüttelte traurig den Kopf. Du wirst mir folgen, doch mich niemals finden, denn ich bin nicht von Fleisch und Blut, sprach sie. Wer bist Du denn? fragte er entsetzt. Dein Ideal bin ich, antwortete sie entschwindend.

Er fuhr empor und starrte um sich. Vor sich gewahrte er Daisy Summers' liebliches Gesicht. Ihre Wangen waren leise geröthet, ein Lächeln schien um die ein wenig geöffneten Lippen zu schweben. Süßer Friede lag auf ihren Zügen.

Dein Ideal bin ich, klang es in seinen Ohren. Aber dieser hier lebte, war holdeste Wirklichkeit!

Der Zug hielt auf dem Bahnhof der sehr belebten Stadt Minye, wo es endlich einmal etwas längeren Aufenthalt gab. Die Coupés wurden geöffnet, Alles stieg aus und erging sich im Freien, um ein wenig Luft zu schöpfen. Allerlei Volk umdrängte die Fremden; Nubier und Aethiopier mischten sich zwischen die Egypter, boten Waaren aus und machten den gewohnten Lärm. Mitten im Gedränge stand der Professor Braun, eine seidene Reisemütze auf dem Kopfe, und unterhielt sich arabisch mit den Umstehenden, die sich darüber wie Kinder freuten. Und da man ihm, wie jedem Europäer, die Kunst, Krankheiten zu heilen, zutraute, so schleppte man ein paar Leute herbei, die an irgend welchen Gebrechen litten, und verlangte Hilfe. „Bitte, Herr Baron, schaffen Sie mir Miß Mary mit ihrem Medizinkasten herbei!" rief der Professor Harald zu, und der eilte davon, den Auftrag auszuführen. Herr Salinas ging mit mehreren seiner Söhne auf dem Bahnsteige vor Harald her, der das junge Mädchen in mehreren Wagen vergeblich suchte, sie endlich aber mit dem jungen Doktor Braun allein und eifrig sprechend in einem Abtheil entdeckte. Sie verstummte sogleich bei seinem Nahen, und er bemerkte wohl, daß die Falte zwischen ihren Augenbrauen sich tiefer grub. Als er indeß seine Bestellung ausgerichtet, folgte sie ihm bereitwillig und händigte dem Professor ein paar unschädliche Pulver ein, die er an die Leidenden weiter gab.

„Hoffen wir, daß das Mittel hilft!" meinte der Medizinmann lachend. „Der Glaube hat schon größere Wunder vollbracht! — Und nun grüß' Sie Gott! Bin äußerst erfreut, Sie in unserer Gesellschaft zu sehen!" wandte er sich an Harald. „Gewähren Sie mir Einlaß in Ihr Coupe? Sie sollen ja ein Wunder von Schönheit beschützen. Auch alte Augen sehen gern etwas Hübsches."

Noch zwei andere Passagiere stiegen in das Abtheil, die sich alsbald als deutsche, in den Diensten des Khedive stehende Beamte auswiesen. Der eine war ein Ingenieur, der den Bewässerungsanlagen des oberegyptischen Nillandes vorstand und sich eben auf einer Inspizirungsreise befand; der andere versah bei den zahlreichen Zuckerfabriken, die eine Quelle des Reichthums für den Vicekönig und das Land bilden, dasselbe Amt. Sie hatten viel Interessantes zu berichten und erzählten den wißbegierigen Landsleuten von den Erträgnissen der Plantagen, in denen jährlich 500,000 Zentner Zucker produzirt würden, von den großartigen Wasserwerken u. Dampfpumpen, welche den Zuckerfeldern ihren großen Bedarf an Wasser zuführen, von all' den Arbeiten, die den Zweck haben, den Ackerbau von dem Stande des Nils möglichst unabhängig zu machen; sie schilderten den Durchstich der Deiche, durch welchen man so viel Wasser auf das tiefer gelegene Erdreich laufen läßt, wie man wünscht, und endlich die Nilfeste, die noch heute gefeiert werden, wie vor Tausenden von Jahren.

Während man sich noch über diese Feste unterhielt, wandte sich der Ingenieur mit der Frage an Harald, ob er nicht aus dem Hotel du Nil komme. Dort solle ja, wie er vorgestern in der Zeitung gelesen, ein österreichischer Erzherzog wohnen.

„Daß ich nicht wüßte!" entgegnete Sperber überrascht. „Wildau, Sie würden doch —" Er verstummte plötzlich, auf den Oesterreicher blickend, der angelegentlich zu Fräulein von Umsattel sprach und nichts zu hören schien.

Auf der nächsten Station verließen die beiden Beamten den Zug; gleich darauf brachte ein Bote der Gesellschaft ein Bündel Zuckerrohr mit freundlichen Empfehlungen der Herren ans Coupe. Und während die Damen und Wildau sich nun lachend daran machten, die süßen Stangen zu kosten und an dem Rohr zu saugen, wie sie es von den Egyptern auf den Bahnhöfen gesehen, lenkte der Professor Harald's Interesse auf die Vergangenheit.

„Hier, eine halbe Stunde von dem heutigen Roda, lag einst die Stadt Hermopolis, dem Gotte der Wissenschaften geweiht," erzählte er, „und gegenüber am Ostufer, auf der arabischen Seite, liegen die Trümmer von Antonius, der Stadt, die Hadrian zum Andenken an seinen Liebling erbauen ließ."

„Wer war das?" fragte Mrs. Summers.

„Antonius."

„O ja, ich habe seinen Namen gehört," bemerkte die schöne Engländerin unbefangen.

„So weiß man, daß er sich an dieser Stelle in den Fluß stürzte?" erkundigte sich Harald schnell, dem bei Daisy's Fragen nicht ganz wohl war.

Aber sie ließ sich durchaus nicht stören.

„Er nahm sich das Leben, nicht wahr? Warum?" fuhr sie fort.

Des Professors Haare schienen sich noch mehr als sonst zu sträuben; Harald lächelte verlegen, und Fräulein von Umsattel zeigte ihr malitiöses Gesicht. Aber Daisy merkte nichts davon, sondern sah mit ihren schönen klaren Augen den Gelehrten Antwort heischend an.

„Die Gründe hat die Nachwelt nicht genau erfahren," gab dieser zurück.

„Es ist nicht kunstlich, Selbstmord zu begehen, ich liebe nicht solche Leute," bemerkte Mrs. Summers freundlich.

Ueber das geistvolle Gesicht des alten Herrn flog ein schnelles Lächeln. „Er war so schön, daß man ihm — selbst dies verzieh," entgegnete er fein, wofür ihn ein dankbarer Blick Sperber's traf.

In Monfalut empfahl sich der Professor und kehrte zu den Salinas zurück. Und nun senkte sich über den Bergen, die das Thal gegen die lybische Wüste begrenzen, die Sonne gluthroth zum Untergange.

„Haben Sie sich Egypten so kultivirt vorgestellt?" wandte sich Harald an Wildau. „Abermals eine große, menschenreiche Stadt!"

„Siut ist nächst Kairo und Alexandria die bedeutendste," entgegnete der. „Hier ist der Hauptmarkt für Töpferwaaren. Die porösen Thonflaschen, in denen das Nilwasser zugleich filtrirt und gekühlt wird, werden nirgendwo besser gemacht, als hier."

Eben trat ein Verkäufer mit solchen Krügen an die Herren heran, und sie erstanden ein paar davon für wenige Piaster.

Herr Salinas, der endlich Harald entdeckt und mit größter Zuvorkommenheit begrüßt hatte, fragte diesen, ob er denn den österreichischen Erzherzog kennen gelernt habe. Auch er hatte die Nachricht schon vor zwei Tagen in der Zeitung gelesen.

„Er wird wohl incognito reisen," erwiderte Sperber; „im Hotel war nichts bekannt."

Die Erkenntniß der Wahrheit war Harald sogleich aufgegangen, als der Ingenieur vorher die Nachricht gebracht. Das Geheimniß, das Wildau umgab, war gelichtet. Dieser wünschte nicht erkannt zu sein, liebte es, allein, ohne Hofzwang zu reisen und die Welt wie andere Sterbliche kennen zu lernen. Sehr erklärlich! Aber seine feine, vornehme Persönlichkeit verrieth ihn dennoch. Nun war es ja auch klar, warum Harald den Platz auf dem Schiffe noch in letzter Stunde erhalten hatte. Der Erzherzog Wildau hatte sich für ihn verwandt, und dessen Wünsche waren Befehl. Bei Gaze hatte man also bereits Nachricht gehabt, wer Wildau sei.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, war abermals die Gesellschaft im Coupe um eine Person vermehrt. Mr. Salinas hatte gebeten, den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen. Oder hatte Wildau seinen Verdacht erregt? Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen. Zu sehen gab es nichts mehr, und Harald, sehr angeregt und aufgeregt durch die Entdeckung des Geheimnisses und durch die Beachtung, die er selbst von so hoher Seite erfahren, bestrebte sich, dem erlauchten Herrn zu beweisen, daß er seine Gunst nicht an einen Unwürdigen verschenkt habe. Er spielte wieder einmal den „Löwen", unterhielt die ganze Gesellschaft, die nicht aus dem Lachen herauskam, und trat bescheiden zurück, sobald es ihm gelungen war, Wildau ebenfalls in's Feuer zu bringen. Dieser spielte das Gespräch auf das ästhetische Gebiet hinüber. Er war ein Liebhaber der Kunst, gestand selbst, ein wenig Sänger, Maler und Dichter zu sein, und hatte eine so gefühlvolle Art, von diesen Dingen zu reden, daß er die Herzen im Sturm eroberte. Mr. Salinas, der die Bildung schätzte, schien begeistert und war selbst ganz klein geworden, was Harald besonderen Spaß machte. Doch konnte er es nicht unterlassen, von seiner Tochter zu reden und zu erzählen, daß sie auch sehr schön singe und sich glücklich schätzen würde, mit dem Herrn von Wildau zu musiziren.

Als der Amerikaner nach einer Stunde in sein Abtheil zurückkehrte, lachten die Damen hinter ihm drein, und Kuni machte Wildau mit den Millionen des Yankees und dessen Bestreben, einen vornehmen Mann für seine Tochter zu finden, bekannt.

„Woher wissen Sie das eigentlich?" fragte Harald lachend.

„Liegt das nicht klar auf der Hand?"

„Sie sind sehr klug," meinte er ein wenig ironisch.

„Das hab' ich auch schon b'merkt," fiel Wildau mit einer kleinen Verbeugung ein. „Es ist ein seltenes Vergnügen, mit einer Dame zu reden, die so gewissermaßen das Gras wachsen hört. Unsere Wienerinnen haben viel gute Seiten, aber die haben sie nit. Fesch sind sie, aber nit geistreich und witzig. Bei der Gnädigen, das geht so Schlag auf Schlag!"

Die Umsattel erröthete vor Freude. Endlich Einer, der sie zu würdigen wußte, — und was für Einer!

Um neun Uhr langte man in Girge an. Ein Dragoman und zwei Leute mit Laternen empfingen die Reisenden auf dem kleinen Bahnhof. Es gab ein Hin und Her und Durcheinander; dann wanderten zwei Gruppen unter Anführung je einer Laterne in die rabenfinstere Nacht hinaus. Welch' ein phantastischer Gang! Harald führte Mrs. Summers, Wildau die Umsattel. Das Licht, das vor ihnen herleuchtete, schien nur die Dunkelheit zu vermehren. Aber ein Sternenhimmel von unermeßlicher Pracht wölbte sich über ihnen. Jetzt durchschritten sie die Gassen eines kleinen Ortes. Vor den Thüren hockten schwarze Gestalten einzeln oder im Kreise, stumm die vorübergehenden Weißen betrachtend, die Feinde ihrer Herren. — Wie unheimlich die Augen funkelten, die weißen Zähne schimmerten, wenn ein Strahl der Laterne auf sie fiel. — „Ich fürchte mir!" flüsterte Mrs. Summers.

Mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme beruhigte Harald sie. Aber auch ihm, dem völlig Furchtlosen, jagte der unheimliche, phantastische Eindruck dieses Ganges durch die Nacht einen kleinen Schauer über den Rücken. Und nun gurgelte das Wasser plötzlich neben ihnen auf. Der Dragoman riß Harald am Arm zurück. Dort in der Tiefe floß der Nil, und auf unbewehrtem Damme schritten sie dahin. Unten glänzten die Lichter des Schiffes auf, das sie beherbergen sollte; einige Schritte entfernt lag ein zweites Dampfboot vor Anker. Bei einer steilen Treppe ward Halt gemacht. „Elephantine hier!" rief der Dragoman, „Edfu dort!" — Er zählte 8 Personen ab, die einzeln hinabgeleitet wurden zum schwimmenden Hause. Man wies ihnen die Kabinen an und gleich darauf läutete die Glocke zum späten Diner.

In dem kleinen Speisesaal auf Deck, der gerade nur für acht Personen Platz bot, versammelten sich gleich darauf die Passagiere, die vierzehn Tage lang Freuden und Leiden der Reise miteinander theilen mußten. Harald war freudig überrascht, unter ihnen auch den Professor Braun zu finden, von dem er angenommen hatte, daß er mit den Salinas fahre.

„Der Herr hat ja sechs Kinder und meinen Sohn bei sich, genug für das Schiff," meinte der Professor. „Da die Edfu aber genau dieselbe Tour macht, wie die Elephantine, so werde ich meinen Sohn doch sehen, und Mr. Salinas rechnet stark darauf, daß ich seinen Söhnen die Tempel mundgerecht machen soll."

„Sie sollen wohl Gratisvorlesungen halten?" bemerkte Harald lachend. „So ein Yankee ist immer praktisch."

Es befanden sich noch drei fremde Personen an der Tafel, ein älterer Herr mit martialischem grauen Schnurrbart, der sich als Oberst von Wangen vorstellte, und ein Ehepaar: Dr. Fischer und Frau, das trotz seines angenehmen und gemüthlichen Aussehens den unverheiratheten Passagieren von geringem Interesse schien. Der einfach bürgerliche Name, den die Leute führten, und das Sächsisch, das sie sprachen, erregten in Harald den Eindruck von Gewöhnlichkeit. Indeß hatte heute Niemand mehr zur Unterhaltung Lust. Gleich nach Tisch begab sich Alles, müde von der langen Eisenbahnreise, zur Ruhe.

Am nächsten Morgen nahm Harald eine Besichtigung des Schiffes vor, das ihn einige Wochen lang beherbergen sollte. Speisesaal und Kabinen befanden sich einander gegenüber an den beiden Enden des Decks. Zwischen ihnen lag der vom Schornstein durchbrochene Raum, der der Gesellschaft tagsüber zum Aufenthalt dienen mußte. In dem Wunsche, der Enge dieser Existenz zu entfliehen, fand Harald Rath. Indem er die an den Seiten außerhalb des Geländes aufgestellten hohen Thonkrüge, in denen das Trinkwasser filtrirt und kühl gehalten ward, als Stufe benutzte, schwang er sich auf das Dach des Verdecks, einen glatten Holzboden empor. Hier hatte er Raum, sich zu ergehen und in's Weite zu sehen. Er ließ sich durch den schwarzen Diener Hassan einen Stuhl hinaufreichen und genoß, hier oben sitzend, die herrliche Fahrt. Breit wie ein See und spiegelglatt lag der Nil. Ab und zu glitt still eine Dahabie vorbei, die hier übliche Barke mit den zwei außerordentlich hohen weißen Segeln, die wie die Flügel eines Vogels erschienen. Sandbänke tauchten auf, auf denen in langen Reihen Marabus und Ibisse saßen oder Pelikane, auf einem Bein stehend, behaglich in's Wasser schauten. Unendliche Felder von Zuckerrohr breiteten sich rechts bis zu den Bergen der lybischen Wüste, während links die Höhenzüge oft nahe an den Strom herantraten, schroff abfallend. Wo sie zurückwichen oder sich abflachten, erhoben sich Palmenwälder und kleine Städte, deren Minarette im Sonnenlichte glänzten. Vom Ufer tönte das einförmige Kreischen der Schöpfwerke, die an die uralte Kultur des Nillandes gemahnten. Die Fellachendörfer, die mit ihren niedrigen, Erdhaufen ähnlichen Hütten von Nilschlammziegeln überall zwischen den Feldern auftauchten, lagen meist zu fern, um die tiefe Ruhe zu stören. Welch' ein Friede in der Natur! In Schauen und Träumen verloren, brachte Harald die Stunden zu. Er konnte sich nicht entschließen, die Bücher aufzuschlagen, die er bei sich hatte. Ihm war, als brauche er sie gar nicht, als athme er mit der Luft das Verständniß ein für das wunderbare Volk, das hier gelebt hatte und in Staub gesunken war.

Beim Lunch erkundigten sich die Damen angelegentlich nach seinem Aufenthaltsort. Wildau hatte sie inzwischen unterhalten, und es schien ihm nicht schwer geworden zu sein, Harald zu ersetzen. Wenigstens rühmten sie diesem Beide den Oesterreicher über die Maßen, und Fräulein von Umsattel flüsterte ihm als Neuigkeit zu, Wildau müsse der Erzherzog sein. Dessen Photographien glichen diesem genau, und er habe die Habsburger Nase, und seine ganze Persönlichkeit sei so fürstlich, daß gar kein Irrthum möglich sei. Doch Harald spielte den Skeptischen, weil ihn Kunigunden's Enthusiasmus reizte. Sie war Feuer und Flamme für den hochgeborenen Reisegefährten und ihre Freude dünkte ihm übertrieben.

„Ich werde die Probe machen!" sagte sie aufgeregt, als Wildau jetzt, aus dem Speisesaal tretend, sich ihrem Kreise zugesellte. Geschickt spielte sie die Unterhaltung auf jene Zeitungsnachricht hinüber und fragte dann anscheinend unbefangen, ob er dem Erzherzog im Hotel du Nil begegnet sei. Er als Oesterreicher werde doch den hohen Herrn kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter und Söhne.

In früheren Jahren ist es mir immer angst und bange gewesen, wenn ich Jemanden sagen hörte: „Ja, eine Mutter ist glücklich mit ihren Knaben, so lange sie klein sind, aber an der Grenze, wo aus dem Kinde ein großer Junge, und gar dann, wenn aus diesem ein junger Mann wird, da trennt er sich innerlich von der Mutter ab, löst sich los und geht seinen eigenen Weg, wenn er auch äußerlich derselbe bleibt. Es ist eben doch ganz anders als mit den Mädchen, man verliert die gegenseitige Fühlung, das gegenseitige Verständniß ..." Da meinte ich, ich sollte ein Mittel ersinnen, das verhinderte, daß die Knaben heranwüchsen, denn es erschien mir fast schrecklicher, sie auf diese Weise, also seelisch zu verlieren, als wenn der Tod sie mir klein geraubt hätte.

Heute bin ich darüber beruhigt, und habe gefunden, daß Söhne der Mutter innerlich so nahe bleiben können, wie Töchter. Es giebt Ausnahmen, aber sie sind nicht auf das eine oder das andere Geschlecht beschränkt. Es giebt Fälle, wo alle Liebe und die weiseste Erziehung nicht zu den ersehnten Resultaten führen, weil eben Kindesseelen kein weicher Thon sind, der sich nach Belieben kneten und formen läßt. Wo nun einmal der Grund steinig, da dringt nicht jede Saat ein. Aber es sind dies doch nur Ausnahmen, gleich wie dem Landmann eine Stelle seines Grundeigenthums vorkommt, auf der eine gewisse Art Feldfrucht nicht gedeiht. Er versucht es mit einer anderen und hat vielleicht glänzenden Erfolg und nachdem er einmal den Character seines Grund und Bodens kennt, giebt es für ihn kein Fiasko mehr. So mag ein Kind nicht die Fähigkeit des Anschmiegens haben, es mag nicht das Bedürfniß haben, sein Herz der Mutter zu öffnen, man darf es deshalb nicht verdammen, und noch viel weniger darf man es aus den Augen lassen oder das Interesse an seinem Innenleben verlieren. Man muß stets bereit sein für die Stunde, da es doch einmal kommt, doch einmal an das Mutterherz appellirt.

Wenn wir die Grenze passiren, von der ich oben sprach, so hüte man sich, den Jungen seine Interessen zu überlassen, weil sie nicht die unserigen sind. Der Knabe, den die Mutter unter Wahrung der Eigenart seines Geschlechtes und mit Verständniß für seine gegenwärtigen und zukünftigen Interessen erzogen hat, wird stets in der Mutter seine Vertraute sehen. Was ihm in der Schule und auf der Straße begegnet, das wird er ihr erzählen und wehe! wenn die Mutter ihn abweist mit den Worten: „Ach Gott, Junge, verschone mich doch mit so dummen Geschichten! Wie kann mich denn das interessiren!" Wehe! sage ich; denn sie wird es nicht oft zu sagen brauchen, er wird sie thatsächlich verschonen mit allem, was in seinen kleinen Gesichtskreis herein tritt, und es ist mir ein Räthsel, wie die Frau hinfort mit ihres Sohnes innerem Werdegang vertraut bleiben will. Große Dinge, weitreichende Interessen kann es doch in seinem Leben nicht geben, seine Eigenart, seine Denkweise, seine Urtheilskraft muß sich in Kleinem offenbaren. — Ein Gleiches wird ihr widerfahren, wenn sie bei Allem, was er erzählt, bei allem, was er wünscht, bittet, mit Lehren und Predigen, mit Tadeln und Nörgeln bereit ist, wenn sie alles und jedes verbietet, was sie für unnütz hält, weil sie einen veritablen Musterknaben aus ihm machen will. Das ist ein Verfahren, das Viele für „Erziehung" halten, es ist es aber nicht. Wenn ein Junge den Mund nicht aufthun, nicht in die Nähe der Mutter kommen kann, ohne unaufhörlich Tadel und Predigten anhören zu müssen, dann wird er es nach und nach zu vermeiden suchen, solche herauszufordern, nicht etwa, indem er die gerügten Dinge ablegt, sondern indem er die Nähe der Mutter und die Aussprache mit ihr meidet.

Dann nicht zu viel verbieten! Der Knabe muß so erzogen werden, daß er aus eigener Wahl das thut, was wir ihn zu thun sehen möchten. Lernen und Spiel, Umgang und Lektüre sind die Dinge, die sein Leben ausfüllen. Wenn man nun stets mit Verboten bereit sein wollte, so würde aus dem Knaben absolut nichts. Die Verbote: Du sollst dies Spiel nicht mitmachen! Du sollst das nicht lesen! Du sollst mit diesem Knaben nicht verkehren! inauguriren nicht nur einen steten Krieg, und was er nicht offen thun darf, thut er heimlich, sie sind auch nutzlos, weil es viel zu spät ist. Die Erziehungskunst besteht darin, daß der Knabe so geleitet werde, daß er an einer unpassenden Lektüre überhaupt keinen Geschmack findet, daß ein rohes Spiel und häßliches Betragen ihm zuwider ist, daß er einem Kameraden, dessen Character nicht in die elterlichen Prinzipien paßt, aus dem Wege geht. Und selbst wenn er einmal dergleichen vornimmt, man darf ihm das ruhig überlassen, denn er trägt keinen Schaden davon, sondern findet höchstens unsere Lehren bestätigt.

Doch das Alles ist nur möglich, wo die Mutter der gute Kamerad ist, mit dem Alles durchgesprochen wird. Eine Mutter muß Zeit finden, die Erlebnisse des Tages anzuhören und des Knaben Ansichten darüber zu hören, um ihn nicht durch Tadel und Spott, sondern durch das Gewicht der eigenen Ansichten von Irrthümern zu bekehren. Ich führe gewiß ein mehr als thätiges Leben, aber mit eiserner Consequenz habe ich z. B. die Nachmittagskaffeestunde eingehalten, so lange die Knaben zur Schule gingen, und diese selbst waren ganz Feuer und Flamme dafür und vermißten sie schmerzlich, wo sie einmal ausfallen mußte. Diese Kaffeestunde hat in meiner Erzählung und im Leben der Kinder eine große Rolle gespielt, und sie werden sie niemals vergessen. Was ihnen tagsüber vorgekommen war, das wurde da ausgekramt, besprochen, beurtheilt, belacht. Ebenso erzählte ich von den Ereignissen im Hause, von Zeitungsnachrichten, die ich gelesen, von Besuch, der dagewesen u. s. w. So lernte ich die verschiedenen Lehrer und die Schulkameraden mit allen ihren Licht- und Schattenseiten kennen und im ungezwungenen Meinungsaustausch gab ich mein Urtheil ab, damit das ihre beeinflussend.

Kommen sie dann später unter erwachsene junge Leute, dann bleibt das ruhig so weiter. Sie kommen und erzählen, und man kann beurtheilen, welchen Eindruck fremde Charactere auf sie machen. Nie im Leben bin ich so erstaunt, innerlich so entsetzt gewesen, als über gewisse Thatsachen in dem Leben junger „College-Boys". Die Jungens erzählten, wie ungenirt in der College die bedenklichsten Eskapaden von den Helden derselben besprochen wurden. Trunk, Spiel und galante Abenteuer in Fülle! Aber ich beobachtete scharf, gebot nicht, „mit den Betreffenden ja nicht zu sprechen," denn ich sah, daß auch nicht die kleinste Gefahr vorhanden war, daß solche Heldenthaten den Jungens imponiren könnten. So lange alle solche Dinge der Mutter erzählt werden, so lange sind diese Einflüsse unschädlich. Wohl zittert manchmal ein Mutterherz für die Charactere der Kinder, aber man sieht auch ein, daß die unschönen Verhältnisse des Lebens ihnen nicht ewig verborgen bleiben können. Man wird oft selbst peinlich berührt, aber man muß sich nichts merken lassen, um den Söhnen die Unbefangenheit, mit der sie uns davon erzählen, nicht zu rauben. In ruhiger Weise giebt man dann seine Ansichten und macht seine Commentare.

Wo ein solches Verhältniß zwischen Mutter und Söhnen existirt, da braucht man sich niemals zu bangen. Es ist kein Gedanke und keine Absicht in ihnen, die man nicht kennt. Ohne daß man jemals fragt und jemals vorschreibt, weiß man genau, wo sie hingehen und was sie treiben. Man weiß, daß das Unrecht sie empört, das Häßliche sie abstößt, das Gemeine sie nicht mit sich fortreißt. Man kennt ihren Geschmack in Bezug auf Drama und Lectüre und ist es ganz gut, wenn sie auch einmal ein minderwerthiges Stück sehen, ein minderwerthiges Buch lesen, es führt ihnen den Contrast vor die Augen und lockt ihnen nur ein nachsichtliches Lächeln ab. Ganz unmerklich und ihnen selbst kaum bewußt, haben sie genau die Begriffe über Gut und Böse, über Schön und Häßlich, über Ehre und Moral in sich aufgenommen, die wir für sie wünschten. Und die sind nachher kaum noch zu erschüttern. Wie oft kommt es bei uns zu einem lebhaften Meinungsaustausch über eine Sache, in der unsere Ansichten auseinandergehen! Dann sich nur nicht auf den Standpunkt gestellt: Du dummer Junge, ich mit der reiferen Erfahrung muß das besser wissen! Man lasse ihn seine Argumente ruhig vorbringen und achte seine Auffassung als die eines ebenbürtigen Gegners. Man scheue sich auch nicht, da wo es wahr ist, einzugestehen: „Ja, darin hast du Recht, ich habe das wohl falsch angesehen!" Ganz auf's Haar genau so wie wir, können die Kinder nicht sein, es wären das ja seelenlose Puppen, wenn sie nicht eine starke Individualität in sich entwickelten. Diese ihre Eigenart mit unseren Grundsätzen zusammen, giebt ein Ensemble, das seine Berechtigung hat, das man gelten lassen und achten muß. Man darf also wohl sagen, daß zwei überaus wichtige, wenn nicht überhaupt die wichtigsten Elemente der erfolgreichen Characterbildung der Knaben und eines guten dauernden Verhältnisses zwischen ihnen und der Mutter, die sind: Gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Achtung!